

Das Gift der Oeffentlichkeit

Von Friedrich Sieburg

Der jugendliche Bankräuber, der in seinem Fach noch ungeübt und daher schnell gefaßt worden ist, legt Wert darauf, daß er gut aufs Bild kommt. Mit Ungeduld hat er die Ankunft der Fotografen erwartet und läßt sich nun, wo er sicher ist, ein Stück Oeffentlichkeit geworden zu sein, willig in den Polizeiwagen schieben. Nicht, daß er besonders eitel wäre, aber in seinem Kopfe gehört zur Rolle des gefährlichen Gangsters nun einmal die Publizität, die ihm seit frühester Jugend aus tausend Beispielen vertraut ist. Man erinnert sich vielleicht noch an die zwei Geisteskranken, die in einem italienischen Dorf eine Schule besetzten, Kinder und Lehrer mit Schußwaffen bedrohten und erst in Verhandlungen mit der Außenwelt eintraten, als die von ihnen angeforderten Fernsehleute mit ihren Apparaten eingetroffen waren und mit den Aufnahmen begannen. Zwar waren sie aus einem Irrenhaus ausgebrochen, aber sie erwiesen sich doch als Kenner des modernen Lebens, die ihrer Tat die Abrundung durch Publizität zu geben wünschten. Auch sie erwarteten kaum, Bewunderung zu ernten, aber in ihren kranken Köpfen hatte sich, gleichsam als Abfallprodukt der Zivilisation, die Ueberzeugung festgesetzt, daß in dieser Welt nichts, nicht einmal eine Bluttat, vollkommen sei, ohne daß die Oeffentlichkeit daran teilnehmen könne. Ein hochbezahlter Fernsehspasmacher, dessen kleiner Sohn an einer tödlichen Krankheit leidet und nur noch eine genau befristete Zeit zu leben hat, zieht mit dem unglücklichen Kind in der Welt umher, zeigt es öffentlich, läßt es mit berühmten Personen fotografieren, führt es der kunstvoll zusammengetriebenen Volksmenge vor und verschafft so einer möglichst breiten Oeffentlichkeit das Schauspiel eines Knaben, der in einigen Monaten sterben muß und einstweilen „wie die gewöhnlichen Kinder“ Ball spielt. Erst die britischen Behörden setzen dieser Welttournee ein Ende, worauf der enttäuschte Vater, unter entrüsteten Flüchen auf das engherzige England, mit seinem Schaustück fortschrittlichere Länder aufsucht.

Auf dem letzten deutschen Juristentag wurde die Frage, wie man das Privatleben gegen Indiskretion und öffentliche Einmischung schützen könne, mit großem Ernst erörtert, allerdings in der Annahme, daß der normale Mensch den Wunsch hege, in seiner intimen Sphäre vor der Oeffentlichkeit geschützt zu werden. Das ist aber keineswegs so selbstverständlich, wie die hochstehenden Männer des Rechts sich dies vorstellen. Gewiß, auch der gefügigste Bürger liebt es nicht, daß Zustände und Handlungen, deren er sich zu schämen hat, an den Tag kommen. Das Gesetz schützt sein Privatleben bis zu einem gewissen Grade, aber dieser Grad ist sehr unbestimmt definiert und schwimmt vollends, wenn der Bürger „eine Person der Zeitgeschichte“ ist, wie der schmeichelhafte Fachausdruck lautet. Die heimliche Sehnsucht (und völlige Aussichtslosigkeit), zur Zeitgeschichte zu gehören, legt viele Schranken nieder, die einst, als die Zeitgeschichte noch nicht der wichtigste Konsumartikel des täglichen Lebens war, den Einzelmenschen umgaben. Was den in hohen Sphären wirkenden Persönlichkeiten als ein Anschlag auf das Privatleben erscheint, mutet die Alltagsmenschen eher als eine Bereicherung an. Sie genießen die Scheidungsgeschichten bekannter Figuren als einen Zuwachs zu ihrem ihnen unbeweglich erscheinenden Leben und empfinden es eher als einen Mangel, daß ihre Existenz keinen Stoff zu Indiskretionen bietet. Der moderne Uebermittlungskomfort, der bestrebt ist, den Unterschied zwischen Oeffentlichkeit und Individualität gänzlich aufzuheben, steigert sich zu immer neuen Leistungen, die alle darauf abzielen, möglichst vielen Menschen Teilnahme an der „Oeffentlichkeit“ zu verschaffen, sei es durch das Quiz und sonstige Fragespiele, sei es durch Erforschung ihrer Meinung oder durch Einreihung in Bilder „aus dem täglichen Leben“. Was der Mensch im Leben erreichen kann,

wird an der Skala der Publizität gemessen. Die Schar der Menschen, die ernstlich um den Schutz ihres Privatlebens besorgt sind, ist sehr klein. Weitaus die Mehrzahl lebt in dem Wahn, das Leben sei erst dann etwas wert, wenn es öffentliches Interesse bietet.

Man spricht gern vom Scheinwerferlicht der Oeffentlichkeit und glaubt bildlich zu sprechen, während der Ausdruck tatsächlich in den meisten Fällen wörtlich zu nehmen ist. Das „Leben“ beginnt für viele Menschen erst da, wo künstliche Beleuchtung eingesetzt wird. Die gleißende Helle, der aufflammende Blitz gelten als Beweis dafür, daß etwas Wichtiges geschieht. Aber es ist immer das Leben der anderen, das wichtig ist, niemals das eigene; und dieser eigentümliche Mangel an Selbstbewußtsein, der die heutigen Menschen lähmt und sie zu willigen Werkzeugen jeglicher Massenunternehmung macht, diese tiefsetzende Ueberzeugung von der eigenen Nichtigkeit und der langweiligen Leere des eigenen Lebens gibt dem Begriff der Oeffentlichkeit seinen verderblichen Charakter und macht ihn zu einem täglichen Gift, nach welchem die Menschen verlangen, um das Gefühl der eigenen Bedeutung wieder zu gewinnen. „Sobald sich die Oeffentlichkeit mit mir beschäftigt, bin ich wichtig“ — diese Zwangsvorstellung treibt den einzelnen, die öffentlichen Figuren grotesk zu überschätzen und nicht mehr danach zu fragen, ob die Publizität durch ein Verdienst, durch eine künstliche Vorkehrung oder gar durch ein Verbrechen erworben worden ist. Die Vorstellung von dem, was öffentlich ist, also jedermann angeht, hat durch die zahllosen Tricks, mit denen unsere Massengesellschaft dirigiert und bearbeitet wird, eine völlig willkürliche Erweiterung erfahren. Der Geschäftskniff hat die natürliche Gruppierung des Wichtigen und Interessanten über den Haufen geworfen. In den Hohraum, den der Mensch nicht mehr mit seiner eigenen Existenz ausfüllen will, strömt alles ein, was der unermüdliche Produktionsapparat an den Mann bringen möchte. Dazu ist ein fester Glaube an die Oeffentlichkeit nötig, die zugleich Elite und Communis opinio darstellt. Eine Lebensregung wird erst bedeutsam, wenn sie den Bereich des Anonymen verlassen hat.

Die Halbstarcken werden in Dänemark die „Lederjacken“ genannt; sie veranstalten von Zeit zu Zeit Auftritte wie in anderen Ländern auch, aber sie bekennen offener als anderswo, daß sie zu ihren lärmenden Veranstaltungen durch die Oeffentlichkeit, die diese genießt, angeregt werden, daß sie daher nach immer größerer Publizität streben. Ihre Demonstrationen sind also reine Vorführungen, aus denen sie Ereignisse machen. Jüngst kündeten sie bei ihrem Rückzug unter dem polizeilichen Wasserstrahl an, daß sie morgen wieder zur Stelle sein würden — mit dem Ergebnis, daß am nächsten Abend 12 000 Kopenhagener den größten Platz der Stadt füllten, um zuzusehen. Aus einem Knabenstreich war ein öffentlicher Vorgang von großem Ausmaß geworden, der nicht mehr verschwiegen, ja kaum noch bagatellisiert werden konnte. Die „Lederjacken“, die es nicht böse gemeint hatten, hatten mit einem Schlage die Oeffentlichkeit erobert. Der verabredete, müßige Jux hatte sich in ein Ereignis verwandelt, das die Allgemeinheit anging, von Soziologen, Politikern und Pädagogen gründlich durchleuchtet wurde und wahrscheinlich zur Bildung interessanter Theorien führen wird. Es ist ja so leicht, das Ohr der menschlichen Gesellschaft zu finden und ihm das Gift der Oeffentlichkeit einzuträufeln! Das wirkliche Geschehen, von dem unsere persönliche und gemeinsame Existenz abhängen mag, wird von dem künstlichen Geschehen hart bedrängt. Unsere Mittel sind unermesslich, sie wollen angewandt werden, damit jeder von uns einmal aus der vermeintlichen Unergiebigkeit seines Daseins befreit werden und an der Publizität teilnehmen kann, die aus uns armen Teufeln erst die richtigen Zivilisationsteilnehmer macht. Je allmächtiger die Oeffentlichkeit wird, um so unwesentlicher wird die Person.